

Leseprobe aus:
Jan Mohnhaupt
Von Spinnen und Menschen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



JAN MOHNHAUPT

Von Spinnen
und Menschen

**EINE VERWOBENE
BEZIEHUNG**

Hanser

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-28132-5

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke des Text
und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Anzinger & Rasp, München

Illustration: © Marion Blomeyer

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

INHALT

1 NÄHE

Alphas Ende	9
Sechs Jahre Warten	13
Vernachlässigte Beziehungen	16

2 WERK

Die Lehre von den Luftschlössern	23
Neid und Nähte	25
Zwischen Kunst- und Handwerk	35
Mit Spinnen spinnen	39
Auf dem Trip	41
... ins All	43
Die Ära der Arachnautinnen	50

3 LEIB

300 Millionen Jahre Erfahrung	55
Ein zoologisches Oxymoron	56
Als die Spinnen die Bäume verließen <i>oder</i> Vom Winde verweht	60
Jäger des bedrohten Schatzes	63
Bowie, Cash und Thunberg <i>oder</i> Gib mir Menschennamen!	67
»Achtbeinige Katzen«	70
Takt und Taktik	75
Träumen und Staunen	77

4 SPRACHE

Mittlerin zwischen Himmel und Erde	81
Verwobene Welt	83
Die Weisheit, die der Erde innewohnt	86
Eine uralte, weibliche Kunst	90
Unter falschem Namen	91
Besuch aus dem Jenseits	94
Eine Spinnenfreundin in einem spinnefeinden Land	99
Appendix	101
Im Takt des Lineals	101

5 ANGST

Habt Acht	105
Argwohn gegen Achtarmige	108
Männer, die Intrigen spinnen	109
Von polnischen und preußischen Spinnen	113
Antisemitismus auf acht Beinen	114
Spinnen, ihre Netze und unsere Paranoia	118
Spur der Angst	122
Helfende Helden	125

6 HEIM

Wie die Vogelspinne ins Wohnzimmer kam	129
Statussymbol des Stubenhockers	131
Geschöpfe hinter Glas	134
Verschifft und zu Tode erforscht	138
Hierarchie in der Nische oder Die »Vogelspinnenwelle« kommt	143
Rettet die Taranteln	148

7 LUST

Arachnes Töchter	155
Ein Drohbild des Patriarchats	161
Schurkinnen im Scheinwerferlicht	167
Der <i>Vamp</i> reist nach Westen	172
Tolkiens Spinnenfrau	177
Evolution eines feministischen Tiers	179

8 MUTTER

Triebe, Träume, Tugenden	185
Im Zeichen der Spinne	187
Von »phallischen Müttern« und fliegenden Untertassen	192
Das Mysterium der »Matriphagie«	195
Mehr als Marionetten	198
Dank	201
Anmerkungen	203
Literatur- und Quellenverzeichnis	228
Textnachweise für Mottos	246
Bildnachweise	247
Register	248

1
NÄHE



ALPHAS ENDE

»Das Unerlangbare an Tieren: wie *sie* einen sehen.«

Elias Canetti

An einem Tag im Sommer 2021 ist mein Kindheitstraum erfroren. Sie war zusehends schwächer geworden. Seit Wochen hatte sie nichts mehr gefressen, ihr Leib war eingefallen. Ihre einst gespannte Haltung – stets zum Sprung bereit – war einem Lungern gewichen. Ihre Beine glichen Gebälk, das allmählich unter der eigenen Last nachgibt. Schlaff saß sie da – nur manchmal zuckte eines ihrer Beine, bewegte sich langsam auf und ab, ein zweites tat es ihm gleich. Tattrig trat sie so auf der Stelle, bis alle Bewegung wieder in Schwäche erstarrte. Ob sie litt, lässt sich schwer sagen. Tiere wie sie, die in der Lage sind, verlorene Gliedmaßen zu ersetzen und ganze Organe zu erneuern, nehmen Schmerzen wohl anders wahr als Warmblüter wie wir. Sie würde sterben, das war klar. Aber es konnte noch eine ganze Weile dauern, wenn ich nichts unternahm. Doch ich tat nichts, sah nur zu. Ich scheute mich, ihr Leben zu beenden.

Fast ein Vierteljahrhundert lebte sie schon bei mir, so lange wie kein anderes Wesen. Als ich sie bekommen habe, war ich noch keine vierzehn Jahre und sie erst wenige Wochen alt. Sie war ein Überbleibsel auf einer Börse, wo Menschen wie ich Tiere wie sie kaufen können. Kurz vor Toresschluss hielt mir eine Frau eine Plastikdose hin, wie wir sie von der Fleischtheke im Supermarkt oder vom Olivenstand am Wochenmarkt kennen. Anstatt Weinblättern oder Wurstsalat befand sich darin eine

dünne Schicht Erde. Und darauf saß sie, eine junge Vogelspinne der Art *Aphonopelma seemanni*. Sie war gerade mal so groß wie der Kopf einer Reißzwecke und strahlte in hellem Blau.

Mit jeder Häutung wurde ihr Körper grauer, ihre Beine wurden dunkler, nur auf ihren Knien und Unterschenkeln zeichneten sich weiße Streifen ab. Sie wuchs langsam, aber stetig, bis sie nach mehreren Jahren die Spannweite eines Bierdeckels erreicht hatte.

Je älter und größer sie wurde, desto weniger ließ sie sich auch gefallen. Anfangs lief sie noch davon, wenn ich sie vorsichtig mit einem Finger berührte, doch das änderte sich mit der Zeit. Fühlte sie sich dann in die Enge getrieben, bäumte sie sich drohend auf und schlug mit dem vordersten ihrer vier Beinpaare. Als ich sie vor rund zehn Jahren wieder einmal mit einer Plastikdose einfangen wollte, um sie in ein größeres Terrarium zu setzen, schlug sie so plötzlich und heftig nach dem Deckel, dass dieser in meiner Hand vibrierte. Den Schlag hatte ich nicht einmal kommen sehen.

Vor einigen Jahren musste ich sie erneut umsetzen. Wieder schlug sie zu, nur widerwillig ließ sie sich mithilfe eines Pinsels aus der Dose ins Terrarium drängen. Dort verharrte sie aufrecht drohend. Es dauerte mehrere Stunden, bis sie wieder ihre gewohnte hockende Haltung einnahm.

Hocken beschreibt es jedoch nur im Ansatz. Denn das menschliche Hocken hat nichts mit dem ihrigen zu tun. Es ähnelt vielmehr dem Lauern eines Sprinters im Startblock. Mit dem Unterschied, dass sie stundenlang innehalten konnte, ohne zu erlahmen. Die meiste Zeit hockte sie reglos in einer Ecke und wartete. Ihre Beute ließ sie stets so nah herankommen, bis diese sie beinah berührte. Und manchmal, wenn ich schon dachte, sie sei satt, drehte sie sich blitzschnell in Richtung des Insekts,

packte es mit ihren Beinen und schlug ihre Chelizeren, zwei sichelförmige Beißklauen, ins Fleisch.

Ungezählte Grillen und Heuschrecken hat sie so überwältigt. Sie war eine Meisterin der Effizienz, machte keine Bewegung zu viel und verfehlte ihr Ziel fast nie. Ihr Gift war vergleichbar mit dem der Bienen und Wespen; sie brauchte es vor allem zum Verdauen. Für die Jagd war es nicht entscheidend. Seit Jahrmillionen töten ihre Artgenossinnen allein mit der Kraft ihrer Klauen.

Trotz der langen Zeit, die sie bei mir lebte, war unsere Beziehung nie besonders innig, geschweige denn gegenseitig. Von einem Austausch wie mit anderen Heimtieren – ob Hunden, Katzen, Vögeln oder auch Fischen – kann keine Rede sein. Trotz ihrer acht Augen konnte sie nur schlecht sehen, bestenfalls Umrisse erkennen, und auch nur dann, wenn die Lichtverhältnisse günstig waren. Dennoch bemerkte sie mich. Spürte jeden Luftzug meiner Stimme und jede Erschütterung durch meine Schritte.

Sie nach all den Jahren so schwach zu sehen tat mir leid. Zu ahnen, dass sie nach all der Zeit verschwinden würde, machte mich traurig. Ausgerechnet sie, die so langsam gewachsen war, weil ich sie bei Zimmertemperatur hielt und nur mäßig fütterte. Je wärmer man sie hält und je mehr man sie füttert, desto schneller wachsen sie und desto schneller altern sie auch. Weibchen ihrer Art werden in der Regel rund 15 Jahre alt – sie war bereits 24. Doch bald würde auch sie ihre Beine unter den Körper ziehen, wie es Tiere wie sie meistens tun, wenn sie sterben. Ähnlich einer altersschwachen Menschenhand, der jede Kraft fehlt, sich noch zur Faust zu ballen.

Es kommt mir makaber vor, über ihr Sterben zu schreiben. Denn sie war nicht bloß irgendein Tier. Nicht für mich. Seit ich

ein Kind war, wollte ich eine wie sie haben. Ich mochte auch ihre Verwandten in der Hecke im Garten und in den Keller-ecken. Diese ästhetischen Jägerinnen, die sich so elegant auf ihren acht Beinen durch ihre Netze und Gespinste bewegten und darin den Insekten nachstellten, zogen mich magisch an: Ich lauschte dem Summen der Stubenfliegen, wenn sie sich im Fadengewirr verfangen, schaute zu, wie die Jägerinnen ohne Hektik herbeikamen, die Beute mit ihren Beinen packten und drehend einsponnen, um sie dann mit einem Biss zu töten. Jäh erstarb das Summen und bald darauf auch das letzte Zucken der Fliegenbeine. Gespannt sah ich ihnen beim Fressen zu; es hatte nichts Gieriges, sondern etwas geradezu Gesittetes. Sie ließen sich Zeit, wickelten alles in feinste, glänzende Seide und schienen bedächtig zu kauen. Es war eine andere Welt, so nah und doch so fremd. Es gebe »keine Brücken von ihrer Gesellschaft zur unsrigen«, schrieb der Journalist Horst Stern 1975 in seinem Buch *Leben am seidenen Faden*:

»Weder kann der Mensch Spinnen vermenschlichen, wie er es oft mit höher organisierten Tieren tut, noch kann, umgekehrt, eine Spinne den Menschen vertierlichen, ihn zum sozialen Kumpan machen, wie dies bei vielen Säugetieren im Umgang mit uns zu beobachten ist. Spinnen sind exklusiv, von uraltem erdgeschichtlichen Adel.«¹

Dies vollkommen Andere und Fremde war es wohl, das mich von Beginn an begeisterte. Alles an ihnen schien ungewöhnlich, ihr Körper, ihre Bewegungen, ihr Verhalten, ihr Leben. Keine Tiere zum Anfassen, sondern bloß zum Bewundern. Schon bald hatten sie mich in ihren Bann gezogen. Ich fing einige von ihnen, setzte sie in durchsichtige Plastikkästen, in die ich Sand gefüllt und Zweige oder Pflanzenbüschel gesteckt hatte, damit sie dazwischen ihre Netze spinnen konnten, und fütterte sie mit